№ 7 u. 8. Juli-August 1908.

Monatsblätter.

Herausgegeben
von der
Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Stolp vor fünfzig Jahren.

Vortrag im „Verein für Heimatkunde" nach Aufzeichnungen eines alten Mitbürgers von Direktor M. Spiecker.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis, sagt der lateinische Dichter; die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Ja, schnell eilt das Leben dahin, schnell wechseln die Erscheinungen. Geschlechter steigen ins Grab, neue kommen herauf, und was gestern und neulich geschah, wird schnell vergessen, wenn es auch noch so bedeutend oder schrecklich war. Eine Mode löst die andere ab, eine Erfindung überholt die andere, selbst Freundschaften scheinen nicht mehr so dauernd zu sein, wie früher. Eine solche Wandlung der Zustände und Menschen beobachten wir besonders seit dem Aufschwung des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland auch in Stolp. Ich bin erst 12 Jahre hier im Amt, aber wie hat sich in dieser Zeit die Stadt verändert, wieviele werte Mitbürger habe ich zu Grabe begleitet! Noch mehr wird der Unterschied zwischen einst und jetzt denen in die Augen fallen, die von Jugend auf hier gelebt haben, und deren Erinnerung in die Zeit zurückreicht, wo Stolp noch eine kleine, stille Stadt war. —

Für diese besonders will ich heute in dem Verein, der sich die Pflege der Heimatkunde, der Liebe für heimische Geschichte und Kultur zur Aufgabe gemacht hat, etwas aus der Vergangenheit erzählen. Die Anregung dazu gab mir ein Manuskript, das mir schon vor 8 Jahren in die Hand fiel und betitelt ist:

Stolper Bilder aus den fünfziger Jahren.

Wer es verfaßt hat, habe ich nicht ermitteln können, jedenfalls ist es ein Mann von Bildung und von inniger Liebe zu seiner Vaterstadt.[1])

Ehe ich aber seinen Aufzeichnungen folge, will ich in kurzen Zügen ein Bild von der ehemaligen Stadt zu entwerfen suchen. Hierzu, wie zu einigen Ergänzungen der „Stolper Bilder" habe ich alte Stadtpläne studiert und Erkundigungen bei älteren Einwohnern eingezogen, denen ich hier nochmals den gebührenden Dank ausspreche; es sind die ehrwürdige, hochbetagte Frau Gymnasiallehrer Papke, geb. Teßler, die Herren Louis Boseck, v. Piechowski, Edmund Westphal.

Stolp hatte vor 50 Jahren etwa 10 000 Einwohner, an deren Spitze Bürgermeister Runge, nachher Wahl stand. Als Demagoge während der Revolution 1848 machte Dr. Bauer viel von sich reden, bis ihm der Boden zu heiß unter den Füßen wurde; er ging nach Amerika. Ehrenvoller war die Laufbahn des Assessors Lothar Bucher, der einmal im Gefängnis auf dem Rathause eingesperrt wurde, später aber eine Vertrauensstellung bei Bismarck erlangte.

Das alte Rathaus ist erst vor 6 Jahren verschwunden; es barg vor 50 Jahren die gesamte Verwaltung und auch

---

[1]) Wie ich nachträglich festgestellt habe, ist der Verfasser Herr Franz Pila, der Bruder des Herrn Otto Pila hier. Er hat seine Erinnerungen 1887 niedergeschrieben. Die Urschrift, mit sehr sauberen, farbigen Zeichnungen und auf dem Titelblatt mit den Bildern des Karl Kubitz, Rüh, Klein u. a., vom Verfasser selbst geschmückt, befindet sich im Besitz der Familie Pila hier, die mit der Veröffentlichung meines Vortrages „nach den Aufzeichnungen" einverstanden ist.

die Wache der Husaren in seinen Mauern. Freilich war die Verwaltung wesentlich kleiner als jetzt. Das Kassenwesen z. B., jetzt in vier Zweige geteilt, Hauptkasse, Sparkasse, Rechnungsamt, Steuererhebung, mit 13 Beamten, wurde von dem Rendanten und einigen Gehülfen versehen. Kämmerer waren nach einander Dicht, Haenisch, Strippentow, Rendanten Krause und Hoppe.

Die Marienkirche, 1858—60 gänzlich erneuert, hatte damals längere Seitenschiffe — sie reichten bis zur Front des Turmes — und eine Sakristei an der Nordseite. Rings herum lag, wie in alter Zeit üblich, der Friedhof. Die Straßen an der Süd- und Westseite hießen daher Kirchhofstraße. An einer Ecke stand ein Brunnen, an einer anderen das Spritzenhaus. Die Nord- und Ostseite des Friedhofes waren mit Häusern besetzt, als deren Besitzer der Stadtplan von Pleetz 1796 nennt: Bäcker Tiede, Küster Wienandt, Turmpfeifer Billnow. Zuletzt stand von diesen Häusern das des Kaufmanns Mielke. Die alte Post lag nach dem Plane von Schafft 1811 in der Mittelstraße zwischen Marienstraße und Frauengasse, dann da, wo vor 30 Jahren das neue Postgebäude errichtet wurde. Hier wohnte lange Jahre als Postdirektor Herr v. Kleist, allgemein Postmajor genannt; seine Tochter, Cäcilie v. K., starb vor wenigen Monaten. Außer dem Neuen Tor und dem Mühlentor standen noch das Schmiedetor und das Holstentor. Vor der Schmiedebrücke links lag die alte Schmiede, in der Meister Rehfeld den Hammer schwang, bis sie dem Kreishause weichen mußte. Am Bahntor, wo jetzt die stattlichen Gasthäuser von Klein, der Franziskaner und Mosichs Villa sich erheben, stand einst ein Husarenstall. Manche Straßen erinnern durch ihre Namen an längst verschwundene Zustände, die Hospitalstraße, deren Hospitäler St. Spiritus und St. Georg abgebrochen worden sind; nur die achteckige St. Georgskapelle fristet hier noch ein kümmerliches Dasein, wenn auch unverdient. In der Wollweberstraße klappert kein Webstuhl mehr, in der Mönchstraße hausten einst die

Dominikanermönche, in der Amtsstraße lag ein städtisches Gut, das Amt genannt.

Andere Straßen fehlen auf dem Schafftschen Plane: die Blumenstraße, die Straßen zwischen Amtsstraße und Bahnhof. Manche hatten vor 50 Jahren nur wenige Häuser, wie die Quabbe (das heißt Sumpf), die Auckerstraße, Wallstraße, Präsidentenstraße. Vor dem Neuen Tore erhob sich seit 1784 das Schützenhaus. Die Wilhelmstraße war damals ein mit Weiden besetzter Weg, der durch sumpfige Wiesen nach der Altstadt führte und Altstädter Steig hieß; die Schuljungen, die im Winter nachmittags zum alten Mitzlaff in die Arbeitsstunde gingen, waren für den Heimweg mit Laternen und langen Stiefeln ausgerüstet. Der Stephanplatz war ein großer Sumpf, der von einem übel duftenden Graben durchflossen wurde; erst später erhielt er durch Aufschüttung ein anderes Aussehn und den Namen Wollmarkt, dann Stephanplatz. Noch wüster sah der Blücherplatz aus; hier breitete sich der Kupferteich aus, der Tummelplatz zahlloser Frösche, benannt nach dem nahen Kupferhammer. Die Bahnhofstraße wurde erst 1870 angelegt; zu den ersten Häusern nahe an der Stadt gehörte die Abdeckerei, jetzt Bahnhofstraße 1. An der Wasserstraße gab es nur das Königl. Proviantmagazin, die alte Schmiede und seit 1857 das Gymnasium. Die höhere Töchterschule befand sich in dem Eckhause der Butterstraße. —

In dieses alte Stolp versetzt uns nun der Verfasser der „Stolper Bilder aus den fünfziger Jahren"; mit poetischem Schwunge und in wehmütiger Stimmung läßt er die Vergangenheit an unserem Auge vorüberziehen. —

Es ist früher Morgen, über der Stadt mit ihren baumbekränzten Wällen und zerfallenen Mauern lagert leichter blauer Dunst, aus dem die altersschwarzen Kirchtürme und Tore, vom Morgenstrahl rosig beleuchtet, hervorragen. In gemessenen Schlägen verkündet die Uhr der Marienkirche die vierte Morgenstunde, und die Uhr des unschönen Dachreiters auf dem nahen Rathause erwidert den Morgengruß mit hellem

Klange. In den engen Straßen erschallen die ersten Lebenszeichen. Ein Husarentrompeter schmettert die Reveille zum Frühgruß über die schlummernde Stadt, und kaum sind die letzten Töne verhallt, so hört man einen anderen friedlicheren Klang: um die Ecke biegt Karl Kubitz, der schwachsinnige, aber harmlose Gehülfe des Kuhhirten, und bläst den Kuhreigen; denn noch treibt ein großer Teil der Bürger Ackerbau und Viehzucht. Überall öffnen sich Tür und Tor, und die wohlgenährten Wiederkäuer schreiten bedächtig ohne Führung die Straßen entlang durch das Neue Tor nach dem Wollmarkt. Hier sammelt sich die Herde, um von dem städtischen Kuhhirten und Karl Kubitz nach dem Gemeindeanger im Aucker getrieben zu werden.

Allmählich wird es in den Straßen lebhafter; Milchwagen von den umliegenden Gütern rasseln daher, und die noch nicht durch Modetrachten entstellten Dienstmädchen, meist in Nesselröcke gekleidet, eilen nach Milch und Semmel. Manche, durch Jahrzehnte im Dienst derselben Herrschaft ergraut, trägt wohl noch nach altem Brauch auf dem Hinterkopfe ein sauberes, weißes, steifgestärktes Leinenkäppchen, so Ziemkes Luise (Ziemke besaß eine Tabagie oder Gastwirtschaft in der Langen Straße), Müllers Rieke. Mit Mantelsack und Reitzeug beladen eilen die Husaren zum Stalle; noch hat Stolp keine Kasernen, und wie vor 100 Jahren, als die Bellingschen Husaren vom Großen Friedrich hierher verlegt wurden, liegt der Husar beim Bürger im Quartier, nur die Pferde sind in großen Stallungen untergebracht. Hoch zu Roß erscheint ein alter Trompeter (Lüttich oder Guthmann oder Werner) mit mächtigem Knebelbart und bläst zum Satteln. Indessen öffnen sich die Läden; hier und da steht ein behäbiger Meister in Hemdärmeln in der Haustür, schmaucht sein Pfeifchen (noch nicht die teure, ungesunde, süßlich duftende Zigarette) und schnappt nach frischer Luft, an der es in den engen Straßen und Höfen mit Viehställen und mangelhafter Abfuhr noch vielfach fehlt.

In den Werkstätten regen sich Gesellen und Lehrlinge. Der Hammer dröhnt, die Säge kreischt, die Nadel schwirrt, und die Arbeit prüfend nimmt der Meister bedächtig eine Prise. Noch hat kein demokratisch-liberaler Volksaufwiegler das treuherzige Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer untergraben und vergiftet; bescheiden und fleißig arbeitet der Geselle, und nur am Sonntage tut er sich auf der Schleuse oder in Ritzow oder in Kublitz beim Glase Bier etwas zu Gute, oder er schwenkt die blasse Nähmamsell in ihrem verblichenen Kattunkleide im Walzer oder Ländler. Wenn kein Sohn im Hause ist, heiratet der brave Geselle die Tochter des Meisters und übernimmt später das Geschäft des greisen Schwiegervaters. Wer halbwegs seine Schuldigkeit tut, findet auch sein Brot. Glückliche Zeiten, tätig, anspruchslos und zufrieden, ohne Ahnung von dem rastlosen, aufreibenden, oft so unlauteren Wettbewerb unserer Tage, ohne Streik, ohne Sozialdemokraten!

Jetzt kommt der alte Maurer K n i t t mit seiner riesigen Hornbrille die Lange Straße hinunter, seinen langen Maurerpinsel und einen Eimer rosenroter Farbe in den verkrümmten Händen tragend; er soll bei Fleischermeister Horst seine berühmten „Liebesflammen" an die schön geweißten Flurwände spritzen. Vom Marienkirchturm ruft die Frühglocke zur Schule; bald ziehen Scharen von Kindern dahin, nicht gerade eilig, denn noch zweimal, um halb und dreiviertel, tönt die Glocke, ehe sie um 7 Uhr unter Anstoßen der Betglocke den Beginn des Unterrichts verkündet. Sie können noch einen kleinen Umweg machen; die meisten zieht es nach dem Markte, wo hinter dem Rathause die Husaren sich zum Abmarsch ordnen. Auch Erwachsene finden sich ein, um dem militärischen Treiben zuzuschauen. Da ist in erster Linie der alte pensionierte Major v. Kameke, eine große, hagere Gestalt in langem, schwarzem Gehrock und hoher, schwarzer Halsbinde ohne weißen Kragen, auf dem Kopfe eine altmodische dunkle Tuchmütze mit weit hervorragendem, grün lackiertem Schirm. Auf

seinen Stock gestützt, mustert er die Husaren. Eine andere Liebhaberei von ihm ist es, jeden Neubau zu besuchen und der Arbeit der Maurer zuzusehen. Jedes Tierchen hat eben sein Pläsierchen. Aber so wie jetzt, in demselben Anzuge, ging er bereits vor 30 Jahren durch die Straßen; niemand hat ihn anders gekannt. Es gibt ja Leute, die scheinbar nicht älter werden. An der Ecke der Langen Straße steht eine Gruppe Veteranen aus dem Invalidenhause in blauen Waffenröcken und Wachstuchmützen; mancher von ihnen trägt die Ordenszeichen der Befreiungskriege, auch das Eiserne Kreuz.

Jetzt erschallen Kommandorufe. Stabstrompeter Schumann gibt das Zeichen, und unter den altbekannten Klängen des Marsches: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus" setzt sich der Zug in Bewegung, voran die Trompeter auf Schimmeln, dann der Kommandeur Oberst v. Pfuel, neben ihm der kleine, dicke Major v. Blücher, dann die Schwadronen mit ihren Offizieren, Rittmeister v. Donop, v. Glasenapp, Leutnant Kutscher, v. Pressenthin, v. Knobelsdorf, alle schon altgediente Herren in grauen Haaren; denn in der langen Friedenszeit ist das Aufrücken schlecht. Nur der kleine v. Arnim sieht noch leutnantsmäßig jung aus. Den Beschluß machen Rechnungsführer Kraft und der Doktor der Unvernünftigen, Tierarzt Mathias, neben ihm Wachtmeister Schilling. Um das Rathaus herum geht es zur Schmiedestraße. Der dicke Kaufmann Albrecht gegenüber dem Rathause (wo jetzt Bruno Schlengers Laden ist) steht mit seinem Neufundländer Nelson auf der Treppe seines Hauses, die Offiziere ehrerbietig grüßend. Mancher von ihnen steht mit einem netten Sümmchen für Wein und Austern in seinem Buche. Auch bei Konditor Lehmann an der Marktecke (wo jetzt das Zigarrengeschäft von Grimm ist) pflegen die Herren zu verkehren. Die Schulbuben blicken den Husaren sehnsüchtig nach; zu gern wären sie ihnen gefolgt auf den sandigen Exerzierplatz bei der Walkmühle, doch die Pflicht ruft. Schon schreitet leichten Fußes, nach allen Seiten dienernd und grüßend, der alte Lehrer Mitzlaff

über den Markt. Auf diesem bleiben nur die Gemüsehändler an der schattigen Südseite hinter ihren Körben, unter ihnen Piep-Gliewe, der kurzsichtige Gärtnerbursche von der Neustadt im moosgrünen Flausrock und vorweltlicher Mütze; er verhandelt in dem ihm eigenen Fistelton und in salbungsvollen biblischen Redewendungen mit den lachenden Dienstmädchen, während Bäckermeister Thiemann an der Ecke der Mittelstraße behaglich lächelnd zuschaut.

Vom Neuen Tore ertönt das Posthorn; rasselnd fährt der schwerfällige Postwagen daher, der Schwager (so nennt man den Postillon) klatscht mit der Peitsche, kläffend läuft der Spitz auf dem hochbepackten Verdeck herum, Schirrmeister Poppe nickt grüßend zum Wagen heraus. Überall öffnen sich die Fenster, und neugierige Gesichter lugen nach den Insassen. Ja, ja, es sind Fremde darin, weitgereiste Leute, vielleicht gar aus Berlin. Denn wer dazumals in Berlin gewesen war, genoß in Stolp dasselbe Ansehen, wie heute etwa ein Afrikareisender. Die Reise hatte aber auch ihre Schwierigkeiten; von hier bis Stettin gebrauchte man drei Tage.

Inzwischen gehen mit würdigem Schritt die Ärzte auf ihre Praxis, Dr. Helm, der Kreisphysikus, in blauem Tuchrock und weißer Halsbinde, Dr. Bartels, Callam, Born, die Militärärzte Schramm und Scholler. Hurtig eilen die Barbiere, mit ihren Schaumbecken klappernd, zu ihren Kunden, Dreihak, Florinski, Pieper, Liebscher, Rathke, Donow und der alte Torfstecher. Einer aber, Gammick, fährt auf seinem von einem Schimmel gezogenen Wagen umher. Nie versäumt er es, bei seinem Kunden in der Hospitalstraße, Ackerbürger Claassen, vorzusprechen, mit dem er so vertraut geworden ist, daß er häufig mit ihm zusammen frühstückt. Um ihm das abzugewöhnen, läßt ihm Cl. eines Vormittags einen kalten Hasenbraten vorsetzen, den G. wohlgemut verzehrt, während der andere dankt. Als G. fertig ist, fragt ihn Cl.: „Na, wie hat es geschmeckt?“ „Ausgezeichnet.“ „Wissen Sie, was Sie gegessen haben?“ „Ja, Hasenbraten.“ „Stimmt nicht

ganz, es war ein Dachhase." Seitdem kam G. nicht mehr zum Frühstück.

Um 10 Uhr erscheinen die „Väter der Stadt" im Bratenrock und weißer Halsbinde, den Zylinder auf dem Kopfe und das silberbeschlagene spanische Rohr in der Hand und wandeln würdevoll nach dem Rathause, wo Bürgermeister Wahl, Kämmerer Dicht und Stadtverordneten-Vorsteher Ludwig Arnold sie erwarten. — Der einzige Briefträger im Orte ist Thiele; er hat nicht viel zu laufen; die Berliner Post kommt ja nur einen Tag um den andern, und der Eingang ist nicht sehr umfangreich. Erst Ende der fünfziger Jahre wurde ein zweiter Briefträger angestellt.

Die Bürger sind am Vormittage im Geschäft, die Hausfrauen in der Wirtschaft tätig. Gegen Mittag aber wird ein wenig „genabert", d. h. gute Nachbarn statten sich einen zwanglosen Besuch ab, wozu die fast an jedem Hause stehenden Bänke einladen. Anlaß zum Besuch bietet gewöhnlich das Wochenblatt, das womöglich von sieben Familien gemeinschaftlich gelesen wird, von jeder einen Tag der Woche. Dieses Blatt erscheint wöchentlich einmal und zwar am Sonnabend im Verlage von Wilhelm Delmanzo in der Neutorstraße, früher im Verlage der Wedelschen Hofbuchdruckerei; es hat Quartformat und umfaßt 8 Seiten, wovon die erste fast zur Hälfte von einer schönen Kopfverzierung, bestehend in Harfe und Füllhorn mit Strahlen und Sternenkranz, ausgefüllt ist. Die Beziehung dieses Schmuckes zum Inhalt ist mir nicht ganz klar geworden. Das Blatt brachte zunächst ein genaues Verzeichnis der angekommenen Fremden und ihres Absteigequartiers (Prinz v. Preußen, Hôtel de Berlin, Deutsches Haus), dann folgten in untertänigen Wendungen Hofnachrichten, dann spärliche politische Berichte. Um so ausführlicher waren die Mitteilungen von Mordgeschichten, Mißgeburten, Messerschluckern, Seeungeheuern. Damit war oft schon auf der zweiten Seite der sogenannte redaktionelle Teil erledigt. Nun folgte ein wunderschöner Roman, dann Anzeigen, und zwar

zuerst die eines Königlichen Landratsamtes und des Kreisgerichts, dann die von den weiblichen Lesern zuerst gesuchten, aber seltenen Familiennachrichten, schließlich einige Geschäftsanzeigen, z. B. Schlächtermeister Lehmann in der Neutorstraße empfiehlt Wurst, oder Bäcker Seidenschwanz in der Mittelstraße verkauft Brot von neuem Roggen, E. G. Meyer am Markt frischen Hering, Begrow frische Buttermilch. Witwe Fischer macht bekannt, daß sie nach wie vor färbt. Weiter finden wir Privatmitteilungen, z. B. „Bei Kaminski (Gasthaus auf der Altstadt) hat sich ein Hammel eingefunden und kann gegen Erstattung der Futterkosten abgeholt werden." Oder „Wer mir den Urheber der über mich verbreiteten Verleumdungen nachweist, erhält 8 Groschen Belohnung. Witwe Kampfhenkel." Oder „Ich nehme meine Äußerungen zurück und erkläre Frau Gromoll für eine anständige Frau. Schneidermeister Neitzel." Der in Gedanken stehen gebliebene Regenschirm kommt auch vor. Gefundene Sachen bilden einen stehenden Abschnitt, aber merkwürdig, meist handelt es sich um wertlose Sachen. Und mit welchem Umstand werden sie angezeigt! Hier eine Probe, allerdings vom 14. Mai 1831. „Sachen, so gefunden worden. Es ist am vergangenen Sonntage, den 8. d. M., des Nachmittags auf dem Walle, unfern der über den Mühlenkanal führenden Brücke, ein kleiner Schlüssel gefunden worden, der mittelst eines Ringes an einem, wie eine Leyer geformten, Schlüsselhaken befestigt ist und zu einer Schatulle oder einer Toilette zu gehören scheint. Der rechtmäßige Eigenthümer desselben kann ihn, gegen Erstattung der Insertions-Kosten, von dem gegenwärtigen Inhaber, den die hiesige Buchdruckerei nachweisen wird, zu jeder Zeit in Empfang nehmen." Eine beliebte Abwechselung bieten namenlose Mitteilungen mit der Überschrift „Eingesandt". Z. B. „Der dicke Herr, welcher neulich in der Neuenbornschen Tabagie fremde Biere trank, sollte, wenn es ihm an Biergeld mangelt, lieber zu Hause Wasser trinken, was ihm weit gesünder wäre." Oder „Wie kann sich eine anständige Bürgerfrau „Gnädige" nennen lassen,

was sie doch gar nicht ist. Mehrere Bewohner der Langen Straße". Den Schluß der Ankündigungen bildeten die kirchlichen Nachrichten, die Namen der wenigen in Stolpmünde ein- und auslaufenden Schiffe und endlich die Marktpreise, die unsere Hausfrauen mit Erstaunen und Trauer lesen werden: 6 Eier für einen Groschen, 1 Pfd. Butter 4 Gr., 1 Pfd. Kalbfleisch 2½ Gr.

Im Winter, wenn der alte Brökelmann mit Familie Wetterling in Albrechts Saal vor dem Schmiedetor die Stolper mit Ifflandschen, Kotzebueschen und Birch-Pfeifferschen Rührstücken erbaute, kam Leben in die Bevölkerung und in die Zeitung. Die Stücke und die Darsteller wurden lebhaft besprochen. Ja, als 1848 die Wogen des politischen Lebens auch in Stolp hoch gingen, ließ Franz Silbermann eine zweite Zeitung unter dem Titel „Intelligenzblatt" erscheinen, zweimal in der Woche mit viel Politik. Alle Welt war außer sich, wo die Leser herkommen sollten. Das alte Wochenblatt aber vergrößerte fortan sein Format und brachte ebenfalls mehr Politik. (Mit großem Interesse und mit vielem Danke habe ich hierzu die mir freundlich zur Ansicht zugestellten alten Zeitungen durchgelesen, Wochenblatt Nr. 1 vom Jahre 1825, Nr. 20 und 22 vom Jahre 1831, Intelligenzblatt Nr. 75 vom Jahre 1856.)

Gegen Mittag ziehen zum Neuentor drei Handwerksburschen herein, sie tragen blaue Staubkittel, auf dem Rücken den Ranzen, auf dem Kopf den taffetüberzogenen Zylinderhut, in der Faust den mächtigen Knotenstock; selbstbewußt blicken sie um sich und nicken den errötenden Mädchen freundlich zu. Sie haben ein gut Stück deutschen Landes durchwandert und wollen jetzt in Stolp ihr Glück versuchen. Vom Markte her kommt mit strenger Amtsmiene der alte Polizei-Sergeant Oehlmann ihnen entgegen, der unter Kommissarius Schoenknechts Leitung mit seinen Kameraden Grünig, dem die Straßenjungen immer „Wolf" nachriefen, und Loth für die Sicherheit der Stadt sorgt. Die drei Burschen bestehen Oehlmanns Musterung,

sie sind keine „Stromer“ und erhalten Bescheid nach Vater Müllers Herberge in der Langen Straße.

Mit dem Schlage 11 Uhr kehrt die Schuljugend schwatzend und lärmend zurück. Doch, was ist das für ein dumpfes Dröhnen? Die Kinder gehen dem Tone nach, da steht hinter der nächsten Ecke ein großer, starker Mann im blauen Waffenrock und in der Militärmütze mit polizeirotem Kragen und ebensolchen Paspeln und trägt an breitem Gehänge eine große Trommel mit dem Stadtwappen, die er wirbelnd schlägt. Es ist der alte Rüh, der städtische Ausrufer, der nach gegebenem Trommelzeichen den Zuhörern, die im Kreise um ihn sich sammeln oder an Tür und Fenster erscheinen, die amtlichen und privaten Bekanntmachungen vorliest, anfangend: „Es wird hiermit bekannt gemacht“. Nach und nach ging ihm die Stimme aus; um ihn nicht brotlos zu machen, gab ihm der wohlwollende Magistrat eine jüngere Stütze, namens Hoeft. Nun trommelte Rüh, und Hoeft rief aus, bis der müden Hand die Schlägel entfielen. Nach seinem Tode verschwand auch seine Trommel; Hoeft rief unter Schellenklang die Bekanntmachungen aus. — Ein ähnliches Original von Ausrufer wirkte vor wenigen Jahren noch in Stolpmünde, der alte Wöhler, der seine Vorlesungen immer mit einem energischen „Schrumm!“ schloß.

Staubbedeckt kehren die Husaren, von Philipps Teckel angebellt, durch die Lange Straße zurück und bringen ihre Pferde in die Stallungen, während die Offiziere sich in Albrechts Weinstube erquicken. — Allmählich finden sich vor den Brauereien von Fritsch, Arnold, Schaefer, Behnke, Klemm, Beil Kinder, Lehrjungen und Dienstmädchen ein, um die Malztreber, hier Seihn genannt, als Viehfutter abzuholen; oft müssen sie lange warten, und die Schusterjungen machen dann allerhand Unfug, namentlich wenn sich Leute nahen, die einen Beinamen hatten. So riefen sie einem alten Turmwächter „Hip up“ nach; einen durch Trunk heruntergekommenen polnischen Edelmann Anton v. Warsschewski nannten sie

„Schweinsbraten"; ein alter Leinenweber hieß allgemein „Stipp in" von seiner Redensart: Stipp in, min Kind, et sind Botterfisch. Auch Rudolf Wiesener, der sich einmal in den Leichenwagen im Marienkirchturm gelegt hatte, und Prickel gehörten zu den komischen Figuren.

Um 1 Uhr ertönt das Signal zum Appell der Husaren. Eine halbe Stunde später erscheint auch Karl Kubitz wieder, barfuß, in kurzer, blauer Jacke, kurzen Leinwandhosen, eine abgetragene Husarenmütze über die semmelblonden Haare gezogen, so geht er daher, krumm und watschelnd, ewig lächelnd und ewig hungrig, und sein Ruf: Jogt de Koi ut! ruft auch die Kinder zur Nachmittagsschule. Nach seinem Tode war lange Zeit der dammlige Wilhelm Kalff der Spott der Jugend; er ist zweimal gestorben. Das erstemal lag er schon tot in der Leichenhalle, kam aber wieder zu sich und lebte noch mehrere Jahre.

In den jetzt stillen Straßen hört man bald nachher wehmütig jammernde, abgerissene Melodien; es ist „Nut, nut Klein" mit seiner nicht nur auf einem, sondern auf mehreren letzten Löchern pfeifenden Drehorgel. Als Husar hatte er 1815 wacker gefochten, nachher diente er lange beim Regiment, aber ein schrecklicher Durst entzog ihm immer wieder die ersehnten Unteroffiziertressen. Dann nahm er seinen Abschied, legte sich einen Leierkasten zu und nährte sich von Musik und Branntwein. Sommer und Winter in einem abgetragenen Soldatenmantel mit großem Regenmantel zog er durch die Straßen, und wehe, wer ihm sein Ständchen nicht vorher durch ein Geldopfer abkaufte; unermüdlich zwang er seine Leier zu grausigen Tönen, und eine gewisse Genugtuung überflog sein freundliches, altes Gesicht mit der Kupfernase und dem grauen Schnauzbart, wenn er endlich seine unfreiwilligen Zuhörer mürbe gemacht und seinen „Dreier" eingeheimst hatte. Soldatisch grüßend mit der Hand an der kegelförmigen, schirmlosen Mütze ging er weiter. Zuletzt überlebte er sich selbst,

denn schon lange vor seinem Tode sangen ihm die Kinder nach: „Nut, nut Klein is dot!"

Durch das Mühlentor zieht mit schellenbehangenen Pferden in reich verziertem Kummetgeschirr ein Frachtwagen ein, geführt von dem Fuhrmann Franz Kroll, der in blauem Staubkittel und mit der Peitsche knallend nebenher geht. Auf dem Radeberg haben ihn schon seine Knappen, die Packer Miottel und Papenfuß, erwartet, am Mühlentor gesellt sich der alte Lemke dazu. Überall wird Franz Kroll freundlich begrüßt, denn er bringt für viele etwas, Waren, Grüße, Briefe, Bestellungen, Nachrichten. Acht Tage macht er Rast, bis er umgeladen hat, dann geht er weiter nach Köslin. In dieser Weise wickelte sich damals der Güterverkehr in Stolp ab. Wie anders heute!

Auf der schattigen Wallpromenade tummeln sich zahlreiche Kinder, namentlich am Holstentor, wo auf dem Kupferteich stolze Schwäne schwimmen. Ein anderer Spielplatz ist vor dem Mönchentor der „Schmatzkenberg", ein aufgeworfener Hügel, der bei dem großen Scheibenschießen der Schützengilde vom Schützengarten über die Pfahlwiese hinweg als Kugelfang dient. Nicht weit davon liegt die „Windelbahn" für das uralte, alle sieben Jahre zu feiernde Schuhmacherfest. Diese Gegend ist durch den Bau der Bublitzer Chaussee sehr verändert worden; der Schmatzkenberg ist verschwunden und die Windelbahn verlegt worden.

Um 4 Uhr ist Schulschluß, die Betglocke der Marienkirche bummt zur Vesper. Die Jungen werfen ihre Bücher zu Hause ab und eilen, mit mächtigen Butterbröten bewaffnet, auf die Straße; ein großer Teil sammelt sich an der Marienkirche zum Spiel „Ritter und Räuber" oder „Hauptlager". Die Pfeiler und Vorbauten der Kirche, die Feuerkufen bieten gute Schlupfwinkel. Beim Sturm auf die Feste der Räuber entsteht aber solcher Lärm, daß Mamsell Teßlern erschreckt beim Lesen des „Beobachters an der Spree" innehält und der

lange Küster Mielke mit wallenden Rockschößen herbeieilt und Ruhe gebietet.

An der Brücke vor dem Mühlentor werden Pferde geschwemmt, und Schuster Seemann badet sein Schwein, auf die Jungen schimpfend, die von drüben mit Steinen werfen. Allmählich werden die Schatten länger; Türen und Fenster öffnen sich, die Stolper gehen teils in ihre Gärten vor den Toren, teils in die Anlagen vor dem Holstentor, teils auf die schattigen Wälle, wo das Kaufmanns-Wallhaus, der Schützengarten und die Ressource zur Ruhe einladen. Wer Zeit hat, wandert in die Lohmühle, um Frau Seefeldts Waffeln zu kosten und die zugleich von August Zimmermann auf den langen Bergen angelegte erste „bairische" Bierbrauerei zu besehen oder in der nahe gelegenen ersten Stolper Eisengießerei von Karl Ehmke den rasenden Fortschritt der Industrie zu bewundern. Näher an der Stadt, an der Stelle des jetzigen „Schweizergartens" an der Ecke des Schneidersteiges, befand sich der Garten von Kalfaß, wo man guten Kaffee und schönes Braunbier trank.

Zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags durchwandeln mehrere ältere Herren, die Honoratioren der Stadt, eifrig von Staats- und gelehrten Sachen plaudernd, die Promenaden: Bürgermeister Wahl, Pastor Heidemann, Postdirektor Stellmacher, Rentier v. Bialke, Gerichtsdirektor Zweigert, Staatsanwalt v. Bonin, Justizrat Henkel, Rechtsanwalt Köhler, Gerichtsräte Schulz und Clericus, Kaufmann Geers und Stryck, Konsul Küster, Lotterie-Einnehmer Dahlke u. a. Zwischen ihnen wird in einem Wagen der gelähmte Assessor Grunau geschoben, der später 40 000 Mark zum Bau der höheren Töchterschule vermachte. Die ganze Schar heißt scherzweise „Chor der Rache" oder „Hämorrhoiden-Klub" und erscheint so regelmäßig, daß man die Uhr darnach stellen kann. Täglich nach 5 Uhr geht auch Mamsell Fritzen mit ihrem Dienstmädchen und einem halben Dutzend fetter, watschelnder Wachtelhunde durch die Neutorstraße nach ihrem Garten in der Auckerstraße. Ihre

zahlreichen Katzen müssen zu Hause bleiben; jeder Hund und jede Katze hat ein eigenes Bett. Einige Bürger begeben sich mit langen Pfeifen im Munde nach dem Schützenhause oder in eine andere Tabagie (Neuenborn in der Mittelstraße, Albrecht in der Neutorstraße, Stephan [Vater des Staatssekretärs des Reichspostamts v. Stephan] in der Paradiesstraße), um bei einem Glase Lager- oder Doppelbier die „Spenersche Zeitung" oder das „Danziger Dampfboot" zu lesen und zu kannegießern. Andere bleiben zu Hause, so Schuster Exner in der unteren Mittelstraße, der gern mit seiner grünen Schürze in der Haustür steht.

Unter den wenigen Juden ist sehr bekannt der Schirmmacher Hirsch, den die Maurer und andere, um ihn zu ärgern, Hersch nannten, worauf er „verfluchtes Gesindel" antwortet. Was er sonst noch tut, um seinem Ärger Luft zu machen, kann ich nicht erzählen. Der Abend senkt sich hernieder. Rosig leuchtet der Himmel hinter dem Neuen Tor, und silbern blinkt über dem Mühlentor die Mondsichel. Die Luft ist milde. Da bleibt keiner in der dumpfen Stube. Auf der Bank vor der Türe sammeln sich gute Nachbarn zu fröhlichem Geplauder, und der schlanke Ladendiener blickt schmachtend durch das Schaufenster nach den hübschen Töchtern des gegenüber wohnenden Meisters. Um 9 Uhr bläst der Trompeter auf der Wache den Zapfenstreich; die Straßen werden leer. Karline, das Kindermädchen, erwartet ihren Schatz, den blassen Schneidergesellen, der sie Sonntags in Ritzow im Tanze schwingt, und Mine, die stramme Köchin, begrüßt errötend ihren Landsmann aus Schmolsin, den schmucken Husaren. Wenn er loskommt, will er sie heimführen; sie spart dazu weißes Linnen in der Lade, den Weihnachtstaler auf der Sparkasse. Die Straßen liegen, wenn nicht gerade der Mond scheint, im Dunkeln. Nur im Winter steckt man Öllaternen an, die recht trübselig brennen und an Ketten im Winde über den Straßenkreuzungen schaukeln. Die Nachtwächter gehen mit Spieß und Feuerhorn durch die Straßen, jede Stunde mit

einem Hornzeichen begleitend. Um 10 Uhr ertönt vom Marienkirchturm viermal das kurze Hornsignal des Türmers Bischof; alle Viertelstunde meldet er sich. Heute ist es droben auf schwindelnder Höhe angenehm; der laue Westwind streicht kosend um den alten Turm und durch die offenen Glockenhallen. Ruhig im Schlummer liegt die Stadt zu seinen Füßen im Mondenschein; nur hier und da verrät ein verspäteter Wanderer oder ein helles Fenster, daß noch Leben und Tätigkeit vorhanden ist. So verrinnt Stunde auf Stunde, und der alte Bischof, wenn er seine Pflicht getan und geblasen hat, neigt schlaftrunken sein Haupt. Da dringt ein verdächtiger Ton an sein Ohr: Feuer! Schnell hält er Umschau und bemerkt Feuerschein nahe am Schmiedetor; dann springt er zur Glocke, und wimmernd ruft sie die Einwohner aus den Betten. Überall erscheinen weiße Gestalten an den Fenstern und fragen ängstlich: Wo brennt es? Die vom Turmwächter ausgehängte Laterne gibt die Richtung an. Die Straßen widerhallen vom Feuerlärm, dieser ist zunächst die Hauptsache, und vom Schritt der eilenden Gesellen und Lehrlinge, die nach Vorschrift lederne Feuereimer tragen. Mit Mühe erfragt Mamsell Fritzen, daß es im „Bullenwinkel“ bei Schneider Neitzel brennt. (Der Bullenwinkel hieß die Gegend hinter der Schmiedestraße, wo das städtische Krankenhaus liegt.) Nachtwächter Gerschkow bläst schrecklich in sein Horn, dröhnend werden die schweren Wasserkufen von den keuchenden Pferden über das holperige Pflaster geschleift. Aber sie kommen an, Fuhrmann Moldenhauer und Ackerbürger Seefeld hauen kräftig ein. Wehe aber dem, der solchem fahrenden Wasserküben zu nahe kommt! Weithin spritzt sein faulender Inhalt, von dem zuletzt nur ein dicker, grüner Schlamm übrig bleibt. Da rasselt, von Menschen gezogen, die erste Feuerspritze daher; sie erhält 5 Taler Belohnung. Ihr nach stürzen die erwählten Brand- und Spritzenmeister der Pflichtfeuerwehr, behäbige Bürger mit weißer Armbinde und einen alten Sarras an der Seite, der ihnen beim Laufen zwischen die Beine kommt und sie zu

Falle bringt. Alle Fenster werden nach Vorschrift erleuchtet. Der kleine krummbeinige Holzhauer Knaak kommt sogar mit einer brennenden Stalllaterne zur Brandstelle. Hier bietet sich ein wüstes Bild; dichter Rauch dringt in Wolken aus dem brennenden Dache, prasselnd fallen Dachziegel herab, und Flammen lodern empor. Die Bewohner retten kopflos ihre Habe, die in buntem Durcheinander die Straße füllt. Ein Schwein läuft grunzend und quietschend umher. Hühner fliegen gackernd hierhin und dorthin. Jeder will helfen und retten; im Übereifer wird eine Kommode die steile, auf die Straße mündende Treppe hinabgeworfen und geht krachend in Trümmer, ihren Inhalt zum Jammer der Schneiderfrau auf die Straße streuend. Inzwischen ist man mit der Spritze beschäftigt; sie „geht nicht", es hapert überall. Endlich wird der Schlauch abgewickelt, Schlosser Basener aus der Wollweberstraße, der Spritzenmeister, nimmt das Mundstück des Schlauches in die Hand und ersteigt kühn die Feuerleiter, während Schornsteinfegermeister v. Piechowski kommandiert: Drücken! Prasselnd fährt das Wasser in die Glut, aber nicht lange, dann versagt die Spritze. Der Schlauch ist undicht und bespritzt die Umstehenden, das Wasser ist erschöpft. Unter den zahlreichen Zuschauern jeglichen Alters sieht man seltsame Gestalten. Da steht der alte Dirlach aus der Paradiesstraße in Unterhosen, Schlafrock und Zipfelmütze, neben ihm die alte Joëlsche mit dem gelben Gesicht in Unterrock, Nachtjacke und Nachtmütze von zweifelhafter Weiße. Dort jener Junge mit zerzaustem Haar hat in der Eile die Polkajacke seiner Schwester angezogen.

Nachdem die Schäden des Schlauches mit Taschentüchern notdürftig verbunden worden sind, tut er seine Schuldigkeit; andere Spritzen sind dazu gekommen. Doch das brennende Haus ist nicht zu retten, man schützt die Nachbarhäuser. Jetzt ist die Gefahr vorüber, die Feuerglocke verstummt, und die Stolper, Helfer und Neugierige, gehen fröstelnd nach Hause, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen.

So war die alte, die sogenannte „gute" Zeit. Vieles ist seitdem anders geworden, viele Fortschritte hat uns die Industrie gebracht, der Verkehr geht rasend schnell. Man mag in mancher Beziehung verächtlich zurückblicken auf die geschilderte Zeit, auf ihre Schwerfälligkeit, Langsamkeit, auf die Beschränktheit der Anschauungen und Verhältnisse, aber etwas war ohne Zweifel in der Tat „gut" an ihr: das trauliche Band, das alle Bewohner umschlang, das Interesse des einen für den anderen, für seine Leiden und Freuden. Wie fremd und gleichgültig leben heute namentlich in großen Städten die Menschen neben einander! Man weiß oft nicht, wer in demselben Hause wohnt. Ein anderes, das wir heute vergebens suchen, sind die Originale, von denen ich so manches namhaft gemacht habe. Unsere Zeit mit ihrem alles gleich machenden Schritt, ihrem ewig flutenden Verkehr und Wechsel läßt Originale nicht mehr aufkommen. Die letzten waren wohl Appelkarline und jener alte Schuster, der alle Morgen mit brennender Laterne Zigarrenstummel suchte und von der Pfahlwiese Gras in sein Taschentuch rupfte. Und doch gibt es auch in unserer ruhelosen, selbstsüchtig vorwärts hastenden Zeit Ruhepunkte zur Sammlung der Gemüter und zur Läuterung der Geister, das ist die Liebe zum Elternhause und zur Heimat, das ist auch die Erinnerung, die man so treffend das einzige Paradies genannt hat, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Liebe und Erinnerung zu wecken, war der Zweck meiner Schilderungen; die alte Zeit sollte einmal wieder lebendig werden, und manchem wird das Herz warm und das Auge feucht geworden sein, da er mit Wehmut der Jugendzeit, der Eltern, Geschwister und Freunde gedachte, die längst unter der Erde schlummern. Diesen Empfindungen gibt August Mahlmann einen schönen und beredten Ausdruck in seinem Liede „Sehnsucht":

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit.
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blütenzeit.

Umwehe mich, du schöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Tränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegenschlug!

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlor'nes Paradies!
Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies.

Seid noch einmal ans treue Herz geschlossen,
Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Von Thomas Kantzow.

Zu den wenigen aus Thomas Kantzows Leben bekannten Ereignissen gehört die Tatsache seines Studiums in Wittenberg, wo er unter dem Rektorat Philipp Melanchthons (seit 1. Mai 1538) in die Matrikel eingeschrieben wurde. Wann er die Universität aufgesucht hat, ist nicht bekannt. Doch galt der 11. April 1537 als letzter Termin, an dem Kantzow in Pommern als anwesend erwähnt wird. In der Tat muß er noch länger in der Heimat geweilt haben. Am 11. Juni (am mandage nha octavas corporis Christi) 1537 wird in einer Urkunde Herzog Philipps I. als Zeuge erwähnt: Tomas Kanssow, unse secretarius (K. St.-A. Stettin Man. II, 5, fol. 9).

Aber wahrscheinlich ist er erst im Mai des Jahres 1538 nach Wittenberg abgereist. Darüber gibt ein anderes Schriftstück Aufschluß, das uns auf eine pekuniäre Unterstützung von Kantzows Studienaufenthalt in Wittenberg schließen läßt. Unter dem 17. Mai 1538 bestimmen die Herzoge Barnim XI.

und Philipp I., daß Kantzow alle geistlichen Lehen behalten solle, die er gehabt habe. Die Urkunde lautet:

Wy Barnim und Philips gevettern van gades gnaden hertogen to Stettin, Pomern, der Cassuben und Wenden, fursten tho Rugen und graven tho Gutzkow bekennen hirmit vor uns, unse erven und nakamende herschop, dat wy dem werdigen unses hertoch Philips secretario und leven getruwen, Thome Cantzowen, up sine underdenige flitige bede unnd in bedencken siner gudenen truwen und willigen densten gnedichlick gegunt bewilliget und nachgelaten hebben, dat he vermuge unser to Treptow upgerichteden ordenunge und disser unser sonderliken begnadung alle und islike geistlike lehne, darto he van unsem bruder und vader edder ock den ebten presentert und van dem ordinario instituert is worden, de tidt seines levendes hebben, geneten und bruken moge vor idermennichlick ungehindert, gunnen, bewilligen und nagheven em szolkes jegenwerdigen in krafft disses unses breves, den wy to orkunde mit unsen signeten wetentlich hebben versegeln laten. Datum Stettin frydages nha Jubilate anno XV^C und achtunddruttich.

Auf der Rückseite: Thomas Kantzowen begnadung uf etzliche geistlicke lehne 38. (Zweimal von verschiedenen Händen.)

Abschrift im K. St.-A. Stettin: Stett. Arch. P. I Tit. 45 Nr. 5.

Daß Kantzow erst, nachdem ihm die Herzoge dies Stipendium verliehen hatten, Pommern verlassen und sich nach Wittenberg begeben hat, darf man wohl mit Recht vermuten. Also wird er wahrscheinlich Ende Mai 1538 die Heimat, die er nicht wiedersehen sollte, verlassen haben.

Dr. P. Gantzer.

Die Leiden des Dorfes Baumgarten (Kr. Dramburg) im siebenjährigen Kriege.

Nach den Aufzeichnungen des Pastors Neander
mitgeteilt von Hans Spielberg-Köslin.
(Schluß.)

1761. Dieses Jahr war für die Herrschaft und Prediger in Baumgarten das furchtsamste und nachtheiligste. Denn obgleich die Cosacken nur den 27. Jan. und 27. Febr. ohne excesse fouragirten, und bis in den Septbr. nachhero wegblieben, indem 3 Corps Rußische Sauve-gardes bekam, von welchen ein Ungar, Nahmens George Wennikj vom 5. Jan. bis 27. Aug. in hiesigem Dorfe stand: so ging doch das Unglück nochmahls erst recht an, und Herrschaft und Prediger mußten vieles ausstehen.

Den 17. Septr. mußte der Prediger 7 Rußischen Husaren 10 R geben, sie forderten mehr, da sie aber nichts mehr kriegen konnten, nahmen sie was ihnen in die Augen fiel, setzten dem Prediger die Pistole auf die Brust und da selbiger entsprang, schoßen sie hinter seiner jüngsten Tochter her, zerschlugen vieles im Hause, prügelten viele Leuthe im Dorfe und ließen sich vom Dorfe 24 R. geben.

Den 25. ej. machten es 9 Cosacken nicht beßer, ängstigten die Pastorin sehr, jedoch ohne an ihr Grausamkeit zu üben. Auf den Abend kamen abermahls 18 Cosacken, zwei von ihnen zerschlugen in der Pfarre was ihnen noch zu gut schien.

Den 13. Octbr. bezog ein Theil der Ruß. armée, etwa 20000 Mann stark, das erste Lager bey Dramburg zum dritten und letzten Mahl. Nach Baumgarten kamen selbigen Tag nur 18 Mann. Ein Lieutenant legte sich mit 4 Bedienten und 9 Pferden auf den Herren-Hof, in die Pfarre wurden 2 Wachmeisters, Cowonow und Benja, nebst einem Weibe, 3 Bedienten und 9 Pferde dhd. Herrn Amtmann Bewert in die Pfarre gelegt; selbige verfuhren hart, und sie hätten es grob genug machen würden, wenn der Prediger verzaget gewesen wäre.

Den 18. ej. marchirten 300 Mousquetiers in Baumgarten ein. Ein Lieutenant mit 3 Bedienten und 9 Pferden logirte auf dem Herren-Hof. Zwey Lieutenants mit 4 Bedienten und 13 Pferde kamen in die Pfarre und 100 Flinten stunden auf des Predigers Haus-Flur. Sie waren etwas besser als die Wachmeisters.

Den 18. ej. wurde das Rindvieh, so die Leuthe wieder angeschafft hatten, weggenommen. Der Prediger behielt seines noch denselbigen Tag.

Den 19. ej. wurden dem Prediger durch die Husaren 2 Pferde, 2 Ochsen, 2 Kühe, 2 Starcken, 1 Rind und 9 Ziegen weggenommen. Gleich darauf kam ein Schwarm Canoniers ins Dorf, plünderten die Pfarre von 10 Uhr vor Mittags bis in die Nacht, suchten den Prediger und prügelten einige Leuthe, ihn zu schaffen. Der Prediger retirirte sich in einen Kahn auf den Lübbe-See, seine Töchter waren in Dramburg, seine Frau aber und Sohn verkrochen sich unter die Haussinner Leuthen. Gegen Abend that der Bauer Daniel Dicko dem Prediger seine alte Kleidung, in welcher sich selbiger nach Dramburg retirirte, woselbst der Herr Landrath v. Rohwedel seine Ankunft und elenden Aufzug erfuhr, ihm andere Kleidung schickte, ihn bey sich rasten ließ, und ihm Aufenthalt gab, bis die armée fortging. Den 20. ej. fuhren die Canoniers mit der Plünderung in der Pfarre fort und nahmen das übrige.

Den 21. ej. kam die Plünderung auch an den Herren-Hof, wo ebenso, wie in der Pfarre reiner Tisch gemacht, der Herr Amtmann Bewert auch, welcher ihnen nicht entkommen konnte, bis aufs Hemde gantz ausgeplündert wurde. Der Prediger verlohr in der Plünderung ein großes Stück Geld, welches tief genug in der Erde vergraben und doch gefunden war. Dieses und die übrigen Leiden, Angst und Schrecken brachte der Ehegenossin des Predigers ihre Krankheit und Todt zuwege. An eben diesem 21ten Oktober marchirte die armée völlig ab, ging nach Pohlen, wendete sich aber bald wieder, belagerte Colberg und beschoß selbiges so lange ver-

gebens zu Lande und zur See, bis es sich den 16. Dec. wegen großer Hungers-Noth ergeben mußte.

1762 starb den 9. Jan. die Rußische Kaiserin Elisabeth. Dieser Todt war Grund zum Frieden. Denn der Rußische Thronfolger, Peter III., ein gebohrener Hertzog von Hollstein-Gottorp, gab dem Könige Colberg wieder, räumete gantz Preußen höchstdenselben wieder ein, und schickte vieles Korn und Schrot nach Colberg, der Armuth in unserem Lande abzuhelfen. Und ob Ihn seine Gemahlin gleich aus dem Wege räumte und Sich auf den Rußischen Thron schwung, so wurde doch den 5. Maj zwischen Unserm und dem Rußischen Hofe der Friede zu St. Petersburg geschlossen, den 1. Jun. darüber ein Dankfest gefeyert und über ξζκαν 5—7 [1]) gepredigt.

Anno 1763. Nun erfolgte der längst sehnlich gewünschte Friede zwischen Preußen und Österreich, so den 15. Febr. zu Hubertsburg geschlossen und desfalls den 13ten Martii in dieser Synode die Dank- und Freuden-Predigt über Jerem. XXXIII 6—9 gehalten worden.

S. D. G.

Avertissement. In diesem Kriege stiegen die Preise aller Sachen nach und nach unerhört hoch, und anno 1763 mußte alles 5–6 Mahl so theuer bezahlt werden als vor dem Kriege. Z. E. Ein Scheffel Roggen galt in hiesiger Gegend 5 Rhtlr. und darüber, Gerste 3½—4 Rhtlr., Erbsen 5—6 Rhtlr., ein guter Hammel 5 Rthlr., eine gute Kuh 40 Rthlr. und darüber, ein guter Ochse bis 70 Rhtlr., ein ordinaires gutes Acker-Pferd 90 Rthlr. und darüber, eine Ziege 5 Rhtlr., eine Gans 16—20 Gr., eine Zucht-Gans 1 Rhtlr. und darüber, ein Huhn an einigen Orten 8 Gr., ein Ey 6 ₰, ein Pfund Kuh-Butter 12 Gr., Schaf-Butter 10 Gr., ein ordinairer Käse 3 Gr. u. s. w. Die Sächsische

---

[1]) ξζκαν 5—7 ist zweifelhaft. Gemeint ist wahrscheinlich Jesais 45, 5—7.

Münze, so noch anno 1760[1]) ausgepräget worden, wurde dergestalt reducirt, daß ein August d'or nur ½, ein 8 Groschen-Stück nur 5 Gr., ein 2 Groschen-Stück nur 7 ₰ galt u. s. w. Anno 1764 wurden die sächsischen Münzen abermahls reducirt und ein August d'Or auf 1 Rhtlr. 16 Gr., ein 8 Groschen-Stück auf 3 Gr., zwey Groschen auf 6 ₰ und ein Groschen auf 3 ₰ gesetzt. Das Brandenb. und Preuß. Geld, welches beim Schluß des Krieges ausgemünzt war, wurde zur Hälfte herunter gesetzt und 1764 kam wieder gute Münze ins Land.

Über den braven Seelsorger Neander, dem wir diese in schwerer Zeit gemachten Aufzeichnungen verdanken, seien zur Ergänzung, und zwar ebenfalls nach dem Kirchenbuche und dem Totenregister, folgende Angaben gemacht.

Johannes Christophorus Fridericus Neander war im Jahre 1711 in Falkenburg geboren, wo er von 1734 bis 1737 Kantor war. Von 1737 bis zu seinem Tode, 1788, verwaltete er die Pfarre zu Baumgarten. Von seiner Ehefrau ist im „Totenbuche" zu lesen: „1762. Den 29. Maj des Pastoris Neanders hierselbst liebgewesene Ehegenossin Frau Anna Modesta Schmidin, des Herrn Rectoris Christian Schmiden zu Neuwedel nachgelassene Tochter, des Morgens zwischen 1 und 2 Uhr sanft und frolig entschlafen, alt 49 Jahre 6 Monat. Gott erfreue ihre Seele ewiglich." Diese Notiz war von Neander eigenhändig gemacht worden. Und an anderer Stelle erfahren wir über seinen eigenen Tod, nach dem Vermerk seines Amtsnachfolgers, namens Hummel: „1788 den 6. April früh um 4 Uhr ging der Pastor loci, Herr Johann Christoph Friedr. Neander, aus Falkenburg gebürtig, nach einer allmähligen Abnahme seiner Kräfte durch einen sanften Schlummer in das Land der Ruhe, in einem Alter von 77 Jahren weniger 4 Tagen, nachdem derselbe beinahe 51 Jahre sein Amt mit Treue verwaltet. Er hatte oft in seinem Schicksalsleben mit herbe und herzergreifend Leid und Widerwärtigkeit kämpfen müssen."

---

[1]) 1760 undeutlich, kann auch für 1750 gelesen werden.

Ein Brief aus dem Jahre 1848.

Vor einiger Zeit hat mir die Güte Seiner Exzellenz des Herrn Oberpräsidenten von Maltzahn-Gültz Einblick in einen Brief gewährt, den Frau Sophie v. Behr-Negendank, geb. Freiin von Maltzahn, die Mutter des früheren Oberpräsidenten Grafen Behr-Negendank, vor 60 Jahren in bewegten Tagen an ihre Schwägerin Freifrau Auguste von Maltzahn, geb. von Lützow, die Mutter des jetzigen Oberpräsidenten, gerichtet hat. Dieser Brief zeugt von einem so edlen Sinn und einem so echt deutschen Herzen, zugleich aber von einem so hohen politischen Verständnis der Verfasserin, daß ich glaube, er müsse auch in weiteren Kreisen lebhaftes Interesse finden. Die Genehmigung zur Veröffentlichung hat Seine Exzellenz gütigst erteilt.

Möge Gott dem deutschen Vaterlande immer Frauen und Männer von solch hoher Gesinnung schenken!

Friedenau, im Juli 1908. Tiebe.

Sonntag Abend, d. 26. März 1848.

(Ich) will nun . . . Deine Frage beantworten, ob ich mich deutsch fühle. In den großen Jahren 1813 und 1814, da habe ich mich deutsch gefühlt, mit innerem Jauchzen Körners deutsche Lieder gelesen und gesungen und mit jugendlicher Begeisterung geglaubt, aus den zerrissenen Ketten schmachvoller Fremdherrschaft werde ein geläutertes, treues, gläubiges, einiges Deutschland groß und kräftig hervorgehen. In jedem Offizier glaubte ich einen frommen Helden zu begrüßen, und schon bei des Königs Einzug in Berlin konnte ich mich dan is Wesen der Leutnants wenig finden. Bald kamen aber noch schmerzlichere Enttäuschungen, überall zeigte sich wieder Leichtsinn und Kleinigkeitskrämerei, und die große Erfahrung schien vergessen. Als aber die deutschen Kinder in weiteren Kreisen noch als früher französischen Bonnen zur Erziehung übergeben wurden, und die vergötternde Napoleonsliteratur sogar unter älteren Deutschen begeisterte und glaubende Leser

fand — als meine eigenen Söhne meinen Zorn und Schmerz hierüber belächelten, weil sie ihn gar nicht verstanden, — ach, da habe ich bittere Tränen geweint und wohl am Deutschtum verzagt.

Dann habe ich wieder die Bestrebungen zu einem deutschen Zollverein, den Gedanken an deutsche Flagge und Flotte mit meinem Heino[1]) voll Interesse aufgegriffen, und mich des deutschen Sinnes der Schleswig-Holsteiner gefreut und tief mich betrübt über die russische Entdeutschung der Ostseeprovinzen. Der deutsche Aufschwung und Beckers Rheinlied 1840 haben mich entzückt, sowie des Königs und Erzherzogs Reden beim Kölner Dombaufeste. — Nach dem Allen hoffe ich mir das Zeugnis eines deutschen Sinnes geben zu können. — Ich hoffe auch, daß Wicherns Ausdruck von einer teuflisch karrikierten Wahrheit sich auf die jetzt ganz Deutschland durchzuckende Regung anwenden läßt. Vielleicht ist es der erwachende Sinn nach Volkseinheit, der, von den Parteihäuptern schändlich mißbraucht, jetzt auf so gefährliche Abwege führt, der aber, unter Gottes gnädiger Oberleitung durch einen drängnisvollen Krieg mit den Grenznachbarn geläutert, dereinst in Glaube und Treue eine einige deutsche Volkstümlichkeit wieder erzeugen wird. Wird aber das deutsche Volk nicht im reinen Christenglauben unter Gottes Heimsuchung wiedergeboren, so — fürchte ich — wird der Herr unseren Leuchter umstoßen und ein sehr trostloser Zustand hereinbrechen. — Unseren König verstehe ich seit dem 19. so wenig, daß ich mich jeden Urteils über ihn enthalten muß. Da mir wahre Überzeugungstreue mit seinem früheren und jetzigen Benehmen nicht zu vereinen scheint, so kann ich nicht glauben, daß unter seinem Banner die echte deutsche Einigung zustande kommen sollte. Auch meine ich, diese edle Frucht könne nur langsam unter den schweren Wettern Gottes zur Reife kommen, und was die jetzige dämonische Erregung unter Kokarden, Fahnen und Bandschleifen proklamiert, müsse sich bald als ein gleißender Sodomsapfel erweisen und vor dem feindlichen Trompetenhauche zerstieben . . . .

---

[1]) Ein bald darauf verstorbener Sohn der Schreiberin.

Von der Elendenbrüderschaft in Stettin.

Die im Mittelalter sehr verbreiteten Elendenbrüderschaften hatten den Zweck, für das christliche Begräbnis und das Seelenheil armer Fremder zu sorgen und sich zuweilen auch ihrer Beherbergung und Verpflegung in Krankheiten zu widmen. Über ihre Organisation und Arbeiten hat E. v. Moeller in seinem Buche die Elendenbrüderschaften (Leipzig 1906) ausführlich gehandelt. Er stellt auch ihre Verbreitung dar, kennt aber aus Pommern nur Elendengilden in Bergen, Sagard, Wiek, Altenkirchen, Stralsund, Pasewalk und Gollnow. Die Nachrichten, die er über diese bringt, sind recht unvollständig, und es ist hier der Lokalforschung Gelegenheit geboten, weiteres Material über die Brüderschaften zu sammeln. Außer den genannten Orten sind sie zunächst noch nachweisbar in Stargard (vgl. C. Schmidt, Gesch. der Kirchen und milden Stiftungen der Stadt Stargard I, S. 36 f, 176 f., F. Boehmer, Gesch. der Stadt Stargard I, S. 365), Altdamm (Klempin, Diplomat. Beiträge, S. 75), Greifswald (Pyl, Gesch. der Greifswalder Kirchen III, S. 1228), Prenzlau (Klempin, a. a. O. S. 75), Greifenhagen (Balt. Studien VIII, 2, S. 206) und Stettin. Hier werden die exules, d. h. Elenden bereits 1306 im ältesten Stadtbuche erwähnt und kommen 1308, 1310 und 1313 wiederholt in Eintragungen vor, die dort verzeichnet sind. Ob eine 1310 genannte curia infirmorum der Brüderschaft gehörte, muß zweifelhaft bleiben. In der Jakobikirche ist vor 1390 eine vicaria exulum gegründet worden (Balt. Stud. XXXVII, S. 442 ff.). Friedeborn (Histor. Beschreibung, S. 90 f.) erzählt, der Elendshof sei 1441 errichtet worden. Es kann sich nach den älteren Notizen nur um einen Neubau oder eine Erweiterung gehandelt haben. Dieser Elendshof heißt seit 1830 Johannishof in der Fuhrstraße (Lemcke, die älteren Stettiner Straßennamen, S. 42). Weitere Nachforschungen werden unzweifelhaft noch andere Nachrichten über die Elendenbrüderschaft in Stettin beibringen. Jeder Beitrag dazu ist erwünscht.

M. W.

Literatur.

Hans Spangenberg. Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Leipzig Duncker und Humblot 1908. 8°. 548 S. 14 Mk. 40 Pfg.

Die Anzeige dieses Werkes in unsern Blättern rechtfertigt sich lediglich durch die in vielen Fällen gleichartige Entwicklung der beiden benachbarten Territorien. Direkt ist nur selten auf Pommern Bezug genommen, eigentlich nur da, wo einst märkische, jetzt pommersche Landesteile Material zu der Arbeit geliefert haben, nur hier und da können einige direkte Beziehungen zwischen beiden Territorien gestreift werden. Pommern betreffende einschlägige Arbeiten finde ich, obwohl sie doch für gewisse Partien vorhanden sind, in dem sonst viel Rücksicht auf die Zustände anderer Territorien nehmenden Buche nicht erwähnt.

Die einzelnen Abschnitte, welche die Stellung der Fürsten, des Rats, der Kanzlei, der Stände, dann die Finanzen, die Gerichte und das Heer betreffen, sind an Wert recht ungleich; die über den Rat und die Finanzen sind die besten, die über Gericht und Heer befriedigen kaum.

Im allgemeinen wird man aber dem Verfasser die Anerkennung seines Riesenfleißes und auch eines gewissen Erfolges nicht versagen. Daß es eine sehr gewagte Aufgabe ist, eine so umfassende Arbeit zu unternehmen ohne langjährige Einzelstudien über die Verhältnisse seines Territoriums, das ist ihm augenscheinlich mehrfach zum Bewußtsein gekommen. Aber nun hat die Mark doch eine eingehende Darstellung seiner staatlichen Verhältnisse im Mittelalter, wann wird Pommern sie erhalten?

Ein Orts- und Personenregister am Schlusse erschließt das Buch leicht dem pommerschen Interessenten. v. N.

H. Klaje. Graf Reinhold von Krockow. Ein Lebensbild aus der Franzosenzeit. Kolberg 1908. 1,50 Mk.

Durch die in den verflossenen Jahren besonders lebhaft gewordene Erinnerung an die Zeit von 1806/07 ist auch das Gedächtnis an einen Mann, der damals eine nicht unbedeutende Rolle in den preußischen Kämpfen spielte, von neuem belebt worden. Graf Reinhold von Krockow, der im Dezember 1806 vom Könige die

Erlaubnis erhielt, ein Freikorps zu errichten, hat nicht das Glück gehabt, daß sein Name, wie der des Majors von Schill, unvergessen in hellem Ruhmesglanze fortlebt; wenig bekannt und genannt ist er lange Zeit geblieben. Und doch bieten sein Leben und seine Taten des Interessanten gar viel, wie die vorliegende Arbeit deutlich beweist. Der Verfasser, dem wir schon mehrere treffliche Arbeiten, u. a. die erst vor einem Jahre erschienene über Waldenfels und seine Grenadiere, verdanken, erzählt in klarer und geschickter Weise die wechselvollen Schicksale Krockows, der als Führer eines Freikorps besonders bei Danzig kämpfte und in französische Gefangenschaft geriet, später eines hochverräterischen Unternehmens verdächtig in Haft genommen wurde und schließlich in unfreiwilliger Untätigkeit zur Leier griff, um den Bardengesang eines abgedankten Kriegers ertönen zu lassen.

Unzweifelhaft war er „ein feuriger Patriot, aber ganz sorglos in der Wahl seiner Mittel" und ist nicht unverschuldet zu einem wenig befriedigenden Abschlusse seines Lebens gekommen. Lehrreich aber für die Zeit namentlich um 1809 ist das, was wir aus dem Buche über den Tugendbund, die Bestrebungen der Patrioten oder über das Verhalten des Königs erfahren. Auch fällt manches Licht auf die pommerschen Verhältnisse besonders in den Unglücksjahren 1806 und 1807. So sind wir dem Verfasser für seine neue auf gründlichen Studien beruhende Arbeit sehr dankbar. M. W.

Notizen.

In der Revue historique (93, 262—269) behandelt P. Verrier nach Erslevs Buch (Erik af Pommern 1901) Érik de Poméranie.

In der Allgemeinen Deutschen Biographie (Band LIV, S. 316—329) ist erschienen eine Biographie des früheren Oberpräsidenten von Pommern (1852—1866) Ernst von Senfft-Pilsach. Der Verfasser Herman v. Petersdorff stellt in sehr interessanter Weise auch seine Verdienste um die Provinz dar.

Professor Dr. Franz Müller, der unermüdlich für die Erforschung der Geschichte der Stadt Demmin tätig ist, behandelt in einem soeben erschienenen Büchlein zwei Kriegshelden von Haus Demmin. (Demmin, W. Gesellius 1908.) Es sind dies

der kurfürstl. hannöversche Generalfeldmarschall Heinrich von Podewils (1615—1696) und Lowise Dorothea Schultz, das Heldenmädchen von Demmin (1780—1865). In liebenswürdiger und anregender Weise erzählt der Verfasser von den Schicksalen der beiden so verschiedenen Personen.

Aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Bürgerlichen Ressource in Stettin ist eine Chronik dieser Gesellschaft, bearbeitet von E. Voges, durch den Vorstand veröffentlicht. (Druck von P. und R. Beran, Stettin.)

Mit Freuden begrüßen wir es, daß G. Gaebels Ausgabe der Pomerania soeben in zwei Bänden erschienen ist (Stettin, Paul Niekammer 1908). Wir kommen auf das Werk noch ausführlicher zurück.

Im Archiv für Kulturgeschichte (VI, S. 79—83) teilt M. Wehrmann einen Vertrag mit, in dem Karsten Borcke den Magister Christoph Schiele 1577 als Präzeptor für seinen Sohn annimmt. Das Schriftstück ist zuerst von G. Sello im dritten Bande der Geschichtsquellen des burg- und schloßgesessenen Geschlechts von Borcke (Berlin 1907) veröffentlicht worden.

Im 11. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu Greifswald (1908) bringen W. Deecke und A. Haas eine Zusammenstellung von großen Geschieben in Pommern. Für die Geologie und Volkskunde des Landes wird sehr interessantes Material geboten.

In den Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte (XVI, S. 117 ff.) behandelt G. Leisner die Tätigkeit der bayerischen Brigade Vincenti in Schwedisch-Pommern und auf Rügen 1807.

Für manche unserer Leser wird es von Interesse sein, daß eine Zusammenstellung der Kirchenbücher der Provinz Westpreußen erschienen ist. Die von M. Bär angefertigte Arbeit ist im 13. Hefte der Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreußen (Danzig 1908) erschienen.

Zuwachs der Sammlungen.

Bibliothek.

1. 4 Karten, entworfen von Dr. F. Sotzmann: a) der Dramburgische Kreis, b) der Königsbergische Kreis, c) der Schiefelbeinsche Kreis, d) der Soldinsche Kreis. Berlin 1790—1795. Geschenke des Herrn Professor Jobst in Stettin.
2. v. Petersdorff, v. Senfft-Pilsach. Sonderabdruck aus der Allgemeinen Deutschen Biographie.
3. Lissauer, Archäologische und anthropologische Studien über die Kabylen.

   2 und 3 überreicht von den Verfassern.
4. Eduard Burckhardt, Allgemeine Geschichte der Jahre 1815 bis 1840. 5 Bände. Leipzig 1850.
5. Levini Lemnii occulta naturae miracula. Wunderbarliche Geheimnisse der Natur in des Menschen Leib und Seele 2c. Vermehrt durch Jacobum Horstium 1605.

   4 und 5 Geschenke des Herrn Rektor Burckhardt in Usedom.

Mitteilungen.

Die Bibliothek (Karkutschstr. 13, Königl. Staatsarchiv) ist **Montags von 3–4** und **Donnerstags von 12–1 Uhr** geöffnet.

Zuschriften und Sendungen an die Bibliothek sind nur an die oben angegebene Adresse zu richten.

Die neu eingegangenen Zeitschriften liegen im Bibliothekszimmer zur Einsicht aus.

Das Museum ist Sonntags von 11–1 und Mittwochs von 3–5 Uhr geöffnet.

Auswärtige, welche das Museum zu anderer Zeit zu besichtigen wünschen, wollen sich vorher beim Konservator Stubenrauch in Finkenwalde bei Stettin oder in Stettin, Papenstraße 4/5 I. melden.

Inhalt.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. Dr. Wehrmann in Stettin.
Druck und Verlag von Herrcke & Lebeling in Stettin.